



Michael Neumann / Marcus Twellmann /
Anna-Maria Post / Florian Schneider (Hg.)

Modernisierung und Reserve

Zur Aktualität des 19. Jahrhunderts



J.B. METZLER



J.B. METZLER

Michael Neumann / Marcus Twellmann /
Anna-Maria Post / Florian Schneider (Hg.)

Modernisierung und Reserve

Zur Aktualität des 19. Jahrhunderts

J. B. Metzler Verlag

Die Herausgeber

Dr. Michael Neumann ist akademischer Mitarbeiter am Exzellenzcluster »Kulturelle Grundlagen von Integration« der Universität Konstanz.

PD Dr. Marcus Twellmann ist Leiter der Forschungsstelle »Kulturtheorie und Theorie des politischen Imaginären« am Exzellenzcluster »Kulturelle Grundlagen von Integration« der Universität Konstanz. *Anna-Maria Post* ist Doktorandin am Graduiertenkolleg »Texte. Zeichen. Medien« der Universität Erfurt.

Dr. Florian Schneider ist akademischer Mitarbeiter am Fachbereich Literaturwissenschaft der Universität Konstanz.

Dieses Buch wurde gefördert mit Mitteln des im Rahmen der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder eingerichteten Exzellenzclusters »Kulturelle Grundlagen von Integration« und des Zukunftskollegs der Universität Konstanz.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-04339-9

ISBN 978-3-476-04340-5 (eBook)

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

J.B. Metzler, Stuttgart

© Springer-Verlag GmbH Deutschland, 2017

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart (Foto: picture alliance / akg-images)

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

J.B. Metzler ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer-Verlag GmbH Deutschland

www.metzlerverlag.de

info@metzlerverlag.de

Inhalt

Einleitung 1

I Muster kultureller Selbstverständigung

Was war ›Modernisierung‹? Für eine allgemeine Geschichte situierter Erzählungen
Marcus Twellmann 5

Modernisierung aus der Reserve. Wilhelm Raabes *Chronik der Sperlingsgasse* (1856),
das Märchen und die politische Romantik Christoph Gardian 23

Künstliche Klassen. Zur Naturaliensammlung in der Literatur des 19. Jahrhunderts
(Goethe, Moritz, Keller, Stifter) Eva Blome 43

Unbehagen am ›bürgerlichen Zustand‹. Wilhelm Heinrich Riehls kulturgeschichtliche
Interventionen Sabine Biebl 62

II Ressourcenpolitik, Unterhaltungskultur

Knappe Ressourcen, höherer Sinn: Zur literarischen Selbstverständigung der Gesell-
schaft Michael Neumann / Marcus Twellmann 79

Musterforst und Erzählmuster. Der Wald als Ressource realistischer Literatur
in Wilhelm Raabes *Meister Autor* Klara Schubenz 96

Anabasis. Anmerkungen zu Gottfried Kellers Legionärsnovelle *Pankraz, der
Schmoller* Eva Eßlinger 118

Zwischen traurigen Tropen und Land der Zukunft. Carl Friedrich Philipp von Martius'
Romanmanuskript *Frey Apollonio* (1831) Anna-Maria Post 138

III Transformation und Aktualisierung

»Suum cuique rapit« oder »Brigitte mit dem Frühstück«. Über Raumreserven, Raumvor-
stellungen und Fontanes *Unwiederbringlich* Gerhart von Graevenitz 157

Alte Hüte auf neuem Boden. Zu Form und Gegenstand moderner Literatur
in Eduard Mörikes *Idylle vom Bodensee* Florian Schneider 172

Das 19. Jahrhundert. Konstellationen einer neuen Epochendiskussion
Nacim Ghanbari 188

Narrative Reserven und soziale Sensibilisierung. Perspektiven des Realismus
Michael Neumann 201

Personenregister 223

Einleitung

Michael Neumann, Anna-Maria Post, Florian Schneider, Marcus Twellmann

Im Herbst 1799, das 19. Jahrhundert in Sicht, handelt Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis, von der ›Modernisierung‹, genauer: vom »[M]odernisieren« – nicht dessen substantivierte Form, aber das Verb selbst ist ihm schon bekannt. Später sollte man damit einen eigendynamischen Prozess bezeichnen, der gleichsam im Rücken der Akteure, unabhängig von deren Absichten, abläuft. Sprachlich würde sich die Verdinglichung in der Substantivierung jenes transitiven Tätigkeitsworts manifestieren, das hier, in *Die Christenheit oder Europa*, noch in Verbindungen mit einem grammatischen Subjekt begegnet:

»Das gemeine Volk wurde recht mit Vorliebe aufgeklärt, und zu jenem gebildeten Enthusiasmus [der Philosophie] erzogen, und so entstand eine neue europäische Zunft: die Philanthropen und Aufklärer. Schade daß die Natur so wunderbar und unbegreiflich, so poetisch und unendlich blieb, allen Bemühungen sie zu modernisieren zum Trotz. Duckte sich ja irgendwo ein alter Aberglaube an eine höhere Welt und sonst auf, so wurde gleich von allen Seiten Lärm geblasen.«

Aus Hardenbergs Sicht sind es offenkundig benennbare Akteure, die das Modernisieren absichtsvoll an einem Objekt vollziehen. Das Romantische dieser Sicht zeigt sich in der nicht ohne Häme vorgetragenen Gewissheit, dass dieser Gegenstand sich den Bemühungen der Philanthropen und Aufklärer entziehe. Der mystischen Überlieferung entlehnt der Romantiker ein Konzept der »Natur« als großes Ganzes mannigfacher Bezüge, an dem sich teilhaben lässt vermöge eines Gefühls, angeregt durch Poesie: »Die Poësie heilt die Wunden, die der Verstand schlägt«, so formuliert er sein Glaubensbekenntnis an anderer Stelle. Im Zuge ihrer poetischen Sanierungsbemühungen sollte die Literatur des bald folgenden Jahrhunderts ein neuartiges Interesse an einem Gegenstand entwickeln, der ja ebenso und, recht besehen, eigentlich noch vor der Natur das eigentliche Objekt von Aufklärungsbemühungen war. In dem Maß, wie sich auch das »gemeine Volk« diesen entzog, stellte dessen »alter Aberglaube« eine Ressource dar, auf die die gebildeten Gegner des Modernisierens zurückgreifen konnten. Durch ihre philologische Aufbereitung zu Naturpoesie wurden Volksüberlieferungen der Kunstpoesie verfügbar gemacht als ›Reserve‹ – das ist die terminologische Offerte des vorliegenden Bandes.

Wir schlagen vor, die Kategorien ›Modernisierung‹ und ›Reserve‹ miteinander zu koppeln, um das 19. Jahrhundert und dessen Aktualität zu erkunden. ›Reserve‹ soll dabei nicht bloß der gedankliche Vorbehalt gegenüber dem heißen, was nach 1945 mit zunehmender Selbstverständlichkeit auch im historischen Rückblick als ›Modernisierung‹ angesprochen wurde. ›Reserve‹ soll vielmehr in einem ökonomisch bestimmten Sinn das heißen, was durch die handfeste Erschließung von Ressourcen hervorgebracht wird.

Und zwar ist nicht nur im metaphorischen Verstand von kulturellen Ressourcen und Reserven zu reden. Das heuristische Potential der vorgeschlagenen Koppelung besteht gerade darin, dass sie Zusammenhänge zu sehen und zu beschreiben erlaubt, mit denen sich die Literaturgeschichte unter dem Eindruck einer allgemeinen Ökologisierung der Geistes- und Sozialwissenschaften zunehmend befasst.

Der Blick auf das 19. Jahrhundert hat die Diskussionen des Kolloquiums immer wieder zu dem Befund geführt, dass die realistischen Versuche, die technisch-ökonomischen Erschließungsbewegungen mit der Geschichte von Traditionsbeständen (wie erfunden auch immer) zu korrelieren, nicht ohne den Rekurs auf literarische Reserven der Romantik auskommen. Der programmatischen, als Gründungsgeste notwendig performativen Abkehr von der Romantik, wie sie etwa Julian Schmidt in den *Grenzboten* immer wieder proklamiert hat, steht die Persistenz romantischer Motive, Narrative und Gattungen – Wald und Wanderer, Aufbruch und Heimkehr, Märchen, Sage, Spruch und Lied – gegenüber. Wohlgermerkt handelt es sich bei den realistischen Wiederaufnahmen romantischer Formen und Techniken nicht um eine kontinuierliche Fortschreibung, sondern um einen spezifischen Modus der Aktualisierung, der das Überkommene unter radikal veränderten politischen, sozialen und medialen Bedingungen erneut in Umlauf bringt. Wenn also Literatur in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auch dank konsequenter Alphabetisierung und Veränderung der Distributionsnetzwerke zum privilegierten Medium gesellschaftlicher Selbstverständigung avanciert, dann nicht weniger mit der als gegen die Romantik.

Die entsprechende Sensibilisierung der Literatur wird dort greifbar, wo sich ein Bewusstsein für Zeitlichkeit, Sozialität und mediale Bedingtheit dieser Korrespondenzzusammenhänge herausbildet. Es zeigt sich in der realistischen Rahmung von Konstellationen, die aus der dynamischen Entwicklungsgeschichte des 19. Jahrhunderts heraus mit einer romantischen Signatur versehen werden – Traditionen, Sitten, Bräuche, lokale Ordnungen und unerschlossene Räume. Indem sich die Literaturwissenschaft den Situationen, Positionierungen und Prozessen widmet, durch die diese Dinge literarisch ins Spiel kommen, rückt sie ihre Gegenstände stärker ins Licht jener Abhängigkeiten und Beziehungen, die die Transformation kultureller Selbstverständnisse verantworten. Dazu zählt auch der im Zuge der Industrialisierung stark zunehmende Bedarf an Brennstoffen und anderen materiellen Ressourcen. Deren ökonomisch-rationale Erschließung veränderte die natürliche Umwelt in einem Maße, das durch poetisch vermittelte Einheitserfahrungen kaum mehr zu kompensieren war. Zugleich erhöht sich dank einer solchen Sensibilisierung die historische Auskunftsfähigkeit der Literatur. Der Gewinn, der daraus zu ziehen ist, kann auf Seiten des historischen, sozialen und ästhetischen Verständnisses verbucht werden.

Die umsichtige Verhandlung materieller wie symbolischer Reserven, auf denen die Organisation des Sozialen aufruht, wird im Verlauf des 19. Jahrhunderts als Ausbildung eines historischen Schwellenbewusstseins kenntlich, das den Realismus von der Romantik trennt. Während sich die Romantik in der Totalität ihres Zugriffs eine immer auch politisch konnotierte Verfügungsgewalt zuzuschreiben versucht, distanziert der Realismus die Möglichkeit einer absoluten Gestaltungsmacht der Poesie, indem er die Realien zu Wort kommen lässt und seine eigene Artikulationssituation berücksichtigt. Er ist darin gewissermaßen erfahrungsgesättigt und diskutiert zugleich sein Verhältnis zur gescheiterten Revolution von 1848, deren jugendlichen Enthusiasmus er mit der Romantik assoziiert und durch die durchaus ambivalente Einsicht in die Stabilisierungsleistun-

gen ökonomischen Wachstums und die Musealisierung der politischen Alternativen von 1848 ersetzen will. Im Realismus artikuliert sich, mit anderen Worten, eine Einsicht in die Notwendigkeit global ausgreifender Erschließungsbewegungen in ihrem Zusammenhang mit der Zurücknahme romantischer Repräsentationsansprüche und der Schonung historischer und kultureller Ressourcen.

›Modernisierung‹ und ›Reserve‹ begründen damit einen Erschließungszusammenhang eigener Prägung – das Bewusstsein um ihre wechselseitige Bedingtheit schärft den Blick der Literatur für das, was ihre eigene Umwelt bildet. Die Ambivalenz dieser Einsicht besteht darin, dass der Realismus damit auch jene Möglichkeiten einhegen muss, von denen die Wirksamkeit der Literatur zehrt. Er bewahrt sie gleichsam als Reserve eines Schreibens, das darin seine politische Energie erkennt. An Fontanes Roman *Vor dem Sturm* ist dies zu verdeutlichen: Hier ist es ein erfundener Aberglaube, ein Sinnspruch an der Stirnseite eines Adelshauses, dessen prophetische Dimension sich in einer Gründungsgeschichte verwirklicht, die unschwer als die des Deutschen Reichs zu erkennen ist. Die Fiktion soll damit Kontinuität und Legitimität politischer Herrschaft in der Gegenwart des Textes bezeugen. In Wirklichkeit verbraucht sie aber jene abergläubischen Weltverhältnisse, deren Widerständigkeit gegenüber ihrer ›Modernisierung‹ von der Romantik ins Feld geführt worden war. Seinen Realismus erweist Fontanes Roman darin, dass ihm bewusst ist, welche kulturellen Reserven er für seine politische Vision ausbeutet: Die stets unzuverlässige Vertreterin volkstümlicher Heilpraktiken und informeller Tauschökonomien muss am Ende sterben, nachdem sie durch die Beanspruchung ihrer prognostischen Fähigkeiten zur Durchsetzung des fingierten Aberglaubens beigetragen hat. Sie ist das Opfer, das durch die politische Erlösung in der neuen Ordnung legitimiert wird. Die Pointe Fontanes erweist Romantik und Realismus also als Resultate historisch spezifischer Umweltbeziehungen (›magisch‹ und ›instrumentell‹), deren politische Anverwandlung in der Perspektive des 19. Jahrhunderts dieselben Folgen hat wie ihre ökonomische Homogenisierung – sie erschöpft die Reserven der Literatur.

Einem Vorschlag Gerhart von Graevenitz⁷ folgend, ließe sich angesichts dieser implikationsreichen Wechselseitigkeit vom »Romantisch-realistischen Komplex« sprechen, wobei Romantik und Realismus weniger als diachrone Sukzession, denn als synchrone, polare Alternativen in Betracht kommen, zwischen denen die Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren Kontroversen um Idealismus und Realismus, poetische Phantastik und Prosa der Wirklichkeit, ästhetischen Selbstbezug und Darstellung sozialer Realität oszilliert. Statt linearer Nachfolge, Epigonalität oder verflachender Popularisierung kommen so formale, narrative und motivische Konjunkturen und Aktualisierungen in den Blick, einschließlich ihrer sozialhistorischen und politischen Kontexte, die den deutschen ›poetischen Realismus‹ ebenso bedingen wie dieser sie.

Welches 19. Jahrhundert, so bleibt zu fragen, ist ausgehend von den Stichworten Hardenbergs neu zu erkunden? Das kalendarische von 1800 bis 1900, das ›lange‹, etwa von Watts Dampfmaschine und Herders Seereise 1769 bis zur Zeitenwende des Ersten Weltkriegs, oder das ›kurze‹, von der gescheiterten Revolution 1848/49 bis zu Bismarcks Entlassung, in dem die Romane Fontanes und die Novellen Storms und Kellers den Kern einer realistischen Literatur bilden? Ein langer Epilog der Frühen Neuzeit, dem auch jener aufgeklärte Rationalismus zugehörte, dessen modernistische Ambitionen Novalis gegen die ›wunderbare Natur‹ ausspielt, oder ein ebenso langer Prolog zur ›klassischen Moderne‹? Mit einer Neuperiodisierung, einer Umdatierung der Epochen oder auch deren Ausblendung zugunsten einer kontinuierlichen Entwicklung zwischen den ›Kunst-

perioden: der Jahrhundertwenden, ist in diesen Fragen nichts gewonnen; vielmehr deutet alles darauf hin, dass sich die Relation zwischen Aufbruch und Beharrung, Ausklang und Anbruch als historische Abfolge nicht angemessen beschreiben lässt. Schon der beständige Rückgriff des 19. Jahrhunderts auf kulturelle Reserven, seine aktualisierende Kunstproduktion aus geretteten, wiedergefundenen und recycelten Dingen erweist die Notwendigkeit einer anderen Beschreibungsweise. Nicht zuletzt reicht die angesprochene *complexio* aus dem 18. Jahrhundert bis in das 20. Jahrhundert hinein – noch der sozialistische Realismus macht sich programmatisch romantische Energien zu eigen. Vielleicht werden vor diesem Hintergrund am Ende auch die Schwierigkeiten jenes »neuen Realismus« besser kenntlich, nach dem unsere Gegenwart mit Nachdruck verlangt: Der heute unübersehbare Umstand, dass bei der raumgreifenden Ressourcenerschließung Kosten anfallen, die den Horizont möglicher Zukünfte nur für diejenigen nicht verengen, welche über die zu gewinnenden Reserven verfügen können, lässt sich nicht mehr im Namen nationaler Stabilisierungsbemühungen moderieren. Insofern kann es auch hier nicht um eine kontinuierliche Fortschreibung gehen; eine Aktualisierung ist an der Zeit, welche die Literatur des 19. Jahrhunderts als Reserve jener umsichtigen Korrelationen begreift, die der Gegenwart zu einem besseren Verständnis ihrer selbst verhelfen. Sie zu erschließen, ist das Anliegen der folgenden Beiträge.

Die in diesem Buch versammelten Überlegungen gehen auf Beiträge und Diskussionen im Rahmen der Tagung »Modernisierung und Reserve. Zur Aktualität des 19. Jahrhunderts« im Dezember 2015 am Kulturwissenschaftlichen Kolleg der Universität Konstanz zurück. Es war die letzte Tagung, an der Gerhart von Graevenitz teilnehmen konnte. Wie stets, so haben wir ihn auch hier als kundigen und interessierten Gesprächspartner erlebt, dessen Arbeiten zum 19. Jahrhundert für viele der im vorliegenden Band präsentierten Perspektiven eine wichtige Anregung sind. Auch deshalb ist dieses Buch seinem Gedächtnis gewidmet.

Für die Unterstützung bei der Durchführung unserer Tagung danken wir Franziska Duarte dos Santos und Nimul Koy. Außerdem danken wir Simone Warta für das zuverlässige Lektorat und Florian Peking für die Erstellung des Personenregisters.

I Muster kultureller Selbstverständigung

Was war ›Modernisierung‹?

Für eine allgemeine Geschichte situierter Erzählungen

Marcus Twellmann

I.

Dem 19. Jahrhundert Aktualität beizumessen, ist nicht selbstverständlich. Während die germanistische Literaturwissenschaft Texten aus diesem Zeitraum ein beständiges, zuletzt wohl auch zunehmendes Interesse entgegenbringt, hat der Historiker Paul Nolte vor zehn Jahren schon den Abschied seines Fachs vom vorvergangenen Jahrhundert erklärt. Dabei war es in den 1970er und 1980er Jahren, wie Nolte (2006) darlegt, noch Dreh- und Angelpunkt für weiter ausgreifende Geschichtsinterpretationen. Vom 19. Jahrhundert nahmen die großen Erzählungen von einer ›Modernisierung‹ ihren Ausgang, zu der man Teilprozesse wie Alphabetisierung, Industrialisierung, Verstädterung, Klassenbildung, Säkularisierung und Bürokratisierung summieren wollte. An der Ausarbeitung und Verbreitung dieses Narrativs waren neben und in enger Verbindung mit der Soziologie vor allem jene Formationen der Geschichtswissenschaft beteiligt, die als ›historische Sozialwissenschaft‹, ›Sozialgeschichte‹ oder ›Gesellschaftsgeschichte‹ firmierten. Da sich keine andere Schule der Historiographie vergleichbar intensiv mit diesem Zeitraum befasste, musste ihr Niedergang eine gewisse Verödung des von ihr bevorzugten und lange Zeit beherrschten Untersuchungsfelds nach sich ziehen. Der vorliegende Versuch ist durch den Eindruck veranlasst, dass die Germanistik dieser Entwicklung die gehörige Aufmerksamkeit bislang schuldig geblieben ist. Hemmend könnte sich dies insbesondere auf Versuche auswirken, Literatur historisch im gesellschaftlichen Zusammenhang zu betrachten.

Lässt sich also eine Aktualität des 19. Jahrhunderts aus Sicht der Literaturgeschichtsschreibung behaupten? Die Frage stellt sich nur, wenn man die Bedeutung der Sozialgeschichte und ihres Niedergangs hoch veranschlagt. Dass es in den 1970er und 1980er Jahren Bestrebungen zu einer Sozialgeschichte der Literatur gab, ist bekannt. Als diese erlahmten, traten mit der Diskurs-, Medien- und Wissensgeschichte andere Ansätze auf den Plan, die weiterhin auch Forschungen zum 19. Jahrhundert hervorbrachten. An dieser Stelle könnte der Literaturwissenschaftler also schließen – scheinbar stellt sich für ihn das Problem des Historikers nicht. Dass es sich sehr wohl um ein gemeinsames Problem handeln könnte, sieht deutlicher, wer auf beide Fächer und außerdem auf die Soziologie in einem weiteren Zusammenhang blickt. Das soll hier versucht werden.

Dass die große Erzählung von der Ablösung einer ›traditionalen‹ durch die ›moderne‹ Gesellschaft nicht leicht austauschbar ist, wird mit Blick auf die Soziologie sehr schnell deutlich: Zumindest die Makrosoziologie variiert seit ihren Anfängen nur diese eine Erzählung. Die Wissenschaft von der Gesellschaft entstand, daran erinnert Gerhart von Graevenitz in der Einleitung eines der Ergebnisse des DFG-Symposiums 1997 zum Thema *Konzepte der Moderne* vereinenden Bandes, »als begleitende Selbstbeschreibung der Modernisierungsprozesse. Und die Selbstbeschreibung greift zugleich als produktiver Faktor in das Modernisierungsgeschehen ein. [...] Mit anderen Worten, in der Anwendung auf sich selbst erklären die Sozialwissenschaften, dass sie nicht nur ein Diskurs über Moderne sind, sondern dass sie gerade als Diskurse zum Geschehen, zur Praxis von Moderne gehören.« (Graevenitz 1999, 13) Das Gleiche gilt für geschichtswissenschaftliche Rekonstruktionen der ›Modernisierung‹, insofern sie über die engen Grenzen der Disziplin und über weitere Wissenschaftskontexte hinaus in den Foren größerer Öffentlichkeiten zirkulierten. Im Zuge einer »Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft« (Beck/Bonß 1984, 384) wurde auch dieses Narrativ in alltäglichen Bewusstseinsformen und Wahrnehmungsweisen wirksam. Nicht zuletzt leitete es Versuche der planenden Steuerung gesellschaftlicher Entwicklungen an. Während soziologische Trendanalysen den Erwartungshorizont modernisierender Gesellschaften bestimmten, fügten die Historiker dem eine Vorgeschichte hinzu. Mithin erschließt die Bedeutung der gemeinsam verbreiteten Erzählung sich erst, wenn man sie als einen »Sozialmythos« (Wehling 1992, 14–17) begreift, als eine große Hintergrunderzählung, die Gesellschaften ein Selbstverständnis vermittelte, welches unter anderem ihr Verhältnis zu den ›natürlichen‹ Gegebenheiten ihrer ›Umwelt‹ betraf. Unter diesem Aspekt sollen Theorien und Narrative im Folgenden als potentiell wirkmächtige »Ordnungsmuster und Selbstbeschreibungen« (siehe dazu Raphael 2012) ins Auge gefasst werden.

Während die Zeitgeschichte sich neuerdings verstärkt mit der Soziologie des 20. Jahrhunderts beschäftigt – »die Beobachtung des Sozialen [trägt] zu dessen Herstellung bei« (Reinecke/Mergel 2012, 8) –, soll hier Berücksichtigung finden, dass dies auch für historisches Erzählen gilt, für sozialhistorisches in besonderem Maße. Der Niedergang der Sozialgeschichte erweist sich aus dieser Sicht als ein Symptom: Er zeigt die schwindende Überzeugungskraft jener weit verbreiteten Erzählung an, die den Rückblick auf das 19. Jahrhundert bestimmte, der Gegenwart einen Sinn gab und mögliche Zukünfte vor Augen stellte. Im Folgenden geht es darum, diese Verschiebung gesellschaftlicher Sinnhorizonte, soweit dies möglich ist, in den Blick zu nehmen, um die Lage der Literaturgeschichtsschreibung neu zu bestimmen. Leitend ist dabei die Beobachtung, dass diese Horizontverschiebung in besonderem Maße von der Dekolonisierung seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und von der Kritik gesellschaftlicher Naturverhältnisse seit Anfang der 1960er Jahre bestimmt wurde. Bekanntlich haben diese Bewegungen mit einer gewissen Verzögerung auch die wissenschaftliche Diskussion tiefgreifend erfasst – man denke an den Postkolonialismus und die ihm nachfolgende, inzwischen ebenfalls sämtliche *Humanities* durchziehende onto-epistemische Bewegung der Ökologisierung (siehe dazu Hörl 2016). Die Vielzahl immer neuer Selbstentwürfe von *Ecological*, *Environmental* oder auch *Energy Humanities* zeugt von der besonderen Dringlichkeit, mit der ökologische Fragen sich derzeit im Horizont von Krisenerfahrungen stellen.

Eine Literaturgeschichtsschreibung, die ihre Teilhabe an Prozessen der gesellschaftlichen Selbstdeutung berücksichtigt, muss sich fragen, welche Erzählungen sie aufgreift und bekräftigt. In dem Maße wie das Erzählte eine Naturalisierung erfährt, ist daran zu

erinnern, dass ein Engagement in der Sache eine kontingente Entscheidung beinhaltet, die eine Fülle von Implikationen besitzt. »Jetzt, wo die modernistische Parenthese dabei ist, sich zu schließen« (Latour 2014, 43), wird diese Frage mit besonderem Nachdruck gestellt, und zwar, das sei nochmals unterstrichen, nicht aus rein wissenschaftlichen Gründen. Um nur zwei besonders gewichtige Gründe zu erwähnen: Die Modernisierungserzählung hat dazu gedient, auch nach dem formellen Ende des Kolonialismus im Namen der ›Entwicklung‹ weiterhin Interventionen in fremdkulturelle Zusammenhänge zu rechtfertigen. Deren katastrophale Nebenfolgen ziehen gegenwärtig noch stärkere Aufmerksamkeit auf sich als die nicht weniger besorgniserregende Veränderung der nicht-menschlichen Umwelt. Fragwürdig ist das hier in Rede stehende Erzählmuster also nicht deshalb, weil es im Sinne einer vielfach thematisierten ›Ambivalenz‹ der Moderne deren Schattenseiten nicht ausreichend erfasste. Vielmehr ist davon auszugehen, dass es in diesen Prozessen selbst wirksam ist als ein Agens. Eine verantwortungsbewusste Literaturgeschichtsschreibung hätte das zu berücksichtigen.

»Zwischen Modernisieren und Ökologisieren müssen wir uns entscheiden« (Latour 2014, 40). Bruno Latours Plädoyer für das letztere Narrativ ist zunächst insofern bemerkenswert, als es sich vor dem Hintergrund der selber noch modernistischen Erzählung vom »Ende der großen Erzählungen« zum Erzählen bekennt. Man muss die Biologie nicht bemühen, um den *homo narrans* (siehe dazu Koschorke 2012) als anthropologischen Sachverhalt anzusprechen; schon der historische Befund ist massiv. Wenn kein Ende des Erzählens in Aussicht steht, dann könnte eine Allgemeine Literaturwissenschaft ihre Aufgabe darin erkennen, unter Anleitung der Erzähltheorie die narrative Selbstdeutung von Gesellschaften empirisch in gegenwärtig beobachtbaren Vollzügen wie auch anhand von Quellen historisch zu untersuchen. Wie die Literaturgeschichtsschreibung selber sich zu Narrativen wie dem der Modernisierung oder auch jenem der Ökologisierung verhält, ist eine Frage, die sich in diesem größeren Zusammenhang stellt und ein geeigneter Ausgangspunkt wäre.

An dieser Stelle sind zwei Präzisierungen fällig: Erstens steht hier allein die gesellschaftliche Moderne in Rede. Wie sich dazu jene Werke verhalten, die man einer künstlerischen Moderne zurechnet, muss offenbleiben (siehe dazu Schönert 1988). Dass es sinnvoll ist, nach diesem Verhältnis zu fragen, bestreite ich nicht. Es ist allerdings ratsam, zunächst ein überkommenes Verständnis von gesellschaftlicher Modernisierung genauer zu prüfen, das in der germanistischen Literaturwissenschaft andauernd wirksam ist. Noch vor zehn Jahren konnte eine diesbezügliche Diskussion in der einschlägigen deutschsprachigen Zeitschrift mit der Klage anheben, die Literaturwissenschaft habe eine kritische Haltung der ästhetischen Moderne gegenüber der gesellschaftlichen Moderne unreflektiert übernommen; eine »die Moderne vollziehende Bejahung der Moderne« (Lohmeier 2007, 14)¹ wurde in diesem Zusammenhang angemahnt.

Die lange Dauer des Modernismus hat nicht zuletzt mit einem methodologischen Nationalismus zu tun, der die Bedeutung transnationaler Verflechtungen auch in Hinsicht auf die eigene Fachgeschichte lange Zeit stark unterschätzt hat. Vielfach wird auf Entwicklungen im deutschen Sprachraum zurückgeführt, was tatsächlich anderswo seine Kraftzentren hat. Das gilt auch für die maßgebliche Soziologie moderner Gesellschaften. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie in den USA entwickelt. Sicher, das Adjektiv *mo-*

1 Für Zusammenfassungen der anschließenden Diskussion siehe Erhart 2010, 2012.

dernus ist seit der Spätantike bekannt und die Bedeutung der *Querelle des Anciens et des Modernes* darf nicht unterschätzt werden. Auch ist das Verb ›modernisieren‹ um 1800 nicht unbekannt. Doch verzeichnet die *International Encyclopedia of the Social Sciences* den Begriff ›modernization‹ nicht in der Ausgabe von 1933, sondern erst 1968. Darin gibt Daniel Lerner als Definition an: »the twentieth century's distinctive mode of accelerating social change by rational planning« (Lerner 1968, 388). Als modernisierungsbedürftig galten insbesondere die vermeintlich »unterentwickelten« Länder der »Dritten Welt« – zehn Jahre zuvor hatte Lerner sein Buch *The Passing of Traditional Society. Modernizing the Middle East* vorgelegt (siehe dazu Shah 2011). Zwar griffen Autoren wie Talcott Parsons, der zeitweilig in Heidelberg studiert hatte, auf deutschsprachige Arbeiten von Max Weber und anderen zurück, doch hat sich erst in der Zeit des Kalten Kriegs, das ist zweitens zu präzisieren, die Modernisierungstheorie im engeren Sinne formiert. Semantische Vorleistungen bekamen in ihrem Kraftfeld unweigerlich einen veränderten Sinn. Indessen wurde sehr bald Kritik an dieser Wissensformation laut. Die neuere Forschung hat ihre Geschichte umfassend aufgearbeitet (siehe v.a. Latham 2000; Gilman 2003a). Da die deutsche Literaturwissenschaft sie bislang kaum zur Kenntnis genommen hat, seien die wichtigsten Ergebnisse im Folgenden kurz referiert.

Das Modernisierungskonzept hat sich als ein besonders anschauliches Beispiel für die komplexen Beziehungen erwiesen, in denen die universitäre Wissensproduktion zu anderen epistemischen Praktiken etwa im Politikbereich steht (vgl. Ferguson 1997, 150): »As theory moved from the scholarly world into the realm of government institutions and multilateral agencies, it became a means of Cold War control as much as a way to engineer ›progress‹.« (Latham 2003, 12) Die historische Situiertheit dieser Theorie erschließt sich, wenn man den Kalten Krieg mit Odd Arne Westad (2005) als ideologischen Konkurrenzkampf zwischen unterschiedlichen Visionen der Modernisierung betrachtet: einer kapitalistischen, die durch die USA propagiert wurde und einer kommunistischen, deren Durchsetzung die UdSSR betrieb. Angesichts der Chinesischen Revolution von 1949 und einer ökonomischen Offensive der Sowjetunion, die ab Mitte der 1950er Jahre blockfreie Staaten mit der Aussicht auf massive wirtschaftliche Unterstützung umwarb, wollte man von US-amerikanischer Seite den vormaligen Kolonien eine Alternative zur sozialistischen Entwicklungstheorie antragen. Das Projekt der Modernisierung war Teil des Strebens nach globaler Hegemonie und hatte in diesem Zusammenhang eine strategische Funktion. Dabei ähnelte das kapitalistische dem sozialistischen Narrativ in vieler Hinsicht – Nils Gilman geht so weit, das erstere als ein »capitalist mirror image of Leninism« (Gilman 2003b, 50) zu bezeichnen.

Aufgabe der Politik- und Gesellschaftswissenschaften war es, das ›Western model‹ zur Geltung zu bringen. Denn, so Lerner, »every nation that is less developed, but regards itself as developing, receives the pictures transmitted by these more developed societies and decides, as a matter of high priority for its own policy planning, which of them constitutes the preferred picture of its own future.« (Lerner 1968, 387) Parsons zögerte nicht, die führende Gesellschaft beim Namen zu nennen: »The United States, the ›first new nation‹, has come to play a role approximately comparable to that of England in the seventeenth century.« (Parsons 1971, 87) Zwar nahm man zur Kenntnis, dass sich auch andere Gesellschaften wie die sowjetische oder chinesische modernisierten, wertete deren andere Entwicklung jedoch als »abweichend« ab und immunisierte auf diese Weise das anglo-amerikanische Modell (vgl. Lepsius 1977, 14). Ihr Sendungsbewusstsein brachten die beteiligten Wissenschaftler deutlich zum Ausdruck. So erklärten sie im Rahmen

einer durch das MIT geförderten Tagung: »We must offer a framework within which the nations of Asia and Africa can develop economically as free societies. We must take our part in creating the new world which is evolving out of the upheaval in Asia and Africa. We must be missionaries.« (zit. in Gilman 2003a, 69) In seiner Einleitung zu Lerner's Buch über den mittleren Osten bezeichnete David Riesman die Amerikaner als »apostles of modernity« (Riesman 1965, 10).

Da die Geschichtsschreibung sich nach dem Ende des Kalten Kriegs weitgehend vom überkommenen Muster der polaren Konfrontation zweier ›Blöcke‹ gelöst hatte, rückten vermehrt übergreifende Interaktionen und die facettenreichen Verhältnisse im Dreieck zwischen kapitalistischer, sozialistischer und blockfreier Welt in den Blick. Auch die Germanistik ist neuerdings aufgerufen, »sich den Herausforderungen der *entangled history* und Globalgeschichte wirklich zu stellen und für den literarisch-kulturellen Beitrag der deutschen Sprache zum Weltgeschehen einen disziplinären Ort jenseits der aus dem 19. Jahrhundert überkommenen nationalphilologischen Verengung zu suchen« (Koschorke 2015b, 592). Ein erster Schritt könnte die Beleuchtung des Umstands sein, dass diese Disziplin trotz ihrer sehr engen Bindung an eine deutsche Nation auch in der Vergangenheit auf vielfältige Weise in das Weltgeschehen eingeflochten war. Mit Blick auf die Zeit des Kalten Kriegs lassen sich unter den veränderten Bedingungen heute nicht nur die deutsch-deutschen Beziehungen, sondern auch Interaktionen, Wissens- und Ideentransfers innerhalb der kapitalistischen wie der sozialistischen Welt neu beschreiben.

In die Selbstdeutung der Bundesrepublik Deutschland ging die Modernisierungstheorie, wie bekannt, nicht zuletzt durch die Vermittlung Hans-Ulrich Wehlers ein. In *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918*, dem ersten großen Buch, das er Anfang der 1970er Jahre nach der Berufung auf eine Professur an der Universität Bielefeld schrieb, unterlegt Wehler die Erzählung vom deutschen ›Sonderweg‹ in die Moderne mit der aus den USA stammenden Theorie. Bezugnahmen auf Max Weber sollten den Blick darauf nicht verstellen, wird Weber doch bei Wehler als »ein deutscher Gelehrter« zitiert, »der auf dem Umweg über die amerikanische Rezeption bei Talcott Parsons und Reinhard Bendix verwestlicht, in mancher Hinsicht sicher auch: modernisierungstheoretisch stromlinienförmig gemacht worden war« (Nolte 2015, 57). So konnte die These aufgestellt werden, der Nationalsozialismus sei im Wesentlichen als eine Abweichung vom ›normalen‹, dem westlichen Pfad der Modernisierung zu verstehen (Wehler 1973; siehe dazu Wehling 1992, 44–53; Welskopp 1999). Auf das Postulat einer Interdependenz von marktwirtschaftlicher Industrialisierung und liberal-demokratischem Regierungssystem setzte man damals noch großes Vertrauen (siehe etwa Lipset 1960). Zwar war die historische Sozialwissenschaft nicht direkt in Prozesse der Politikgestaltung eingebunden. Da sie in hohem Maße staatszentriert war und den entsprechenden Funktionseliten eine große Bedeutung beimaß, lag eine Übernahme des amerikanischen Entwicklungsnarrativs für sie gleichwohl nahe.

Wenn der Historiker des Kaiserreichs und spätere Verfasser der *Deutschen Gesellschaftsgeschichte* (1987–2008), zugespitzt formuliert, eine politische Agenda des *social engineering* zum historischen Erzählmuster machte, so unterlief ihm dies nicht etwa unwissentlich. Seine theoretische Auseinandersetzung mit den Vorlagen von Alexander Gerschenkron, Parsons, Bendix und anderen ist in dem schmalen Band *Modernisierungstheorie und Geschichte* dokumentiert, der 1975 erschien. Als ein Vorzug dieser Theorie wird hier ausgewiesen, dass sie es erlaube, »die normativen Elemente des Mo-

dernisierungskonzeptes klar anzugeben« und davon ausgehend »a) jeweils auf ein Defizit an solchen Werten bzw. an ihrer Berücksichtigung oder Realisierung in den okzidentalen Staaten hinzuweisen; b) diesen Abstand vom Werte-Idealtyp in nichtwestlichen, von der Modernisierung erfaßten Gesellschaften ebenfalls festzustellen« (Wehler 1975, 60). Solche Erklärungen zeugen von einer »Modernitätssicherheit«, die heute der zeitgeschichtlichen Erhellung bedarf, die aber auch zum Zeitpunkt der Publikation schon den Kritikern auffiel: »Wehlers Geschichte«, so Thomas Nipperdey, »ist eine Fortschritts-geschichte, optimistisch, teleologisch, eine ›Whig‹-Geschichte durch die Katastrophen.« (Nipperdey 1988, 414) Man muss wohl einen allgemeinen, durch ökologische Bedenken noch kaum geminderten Fortschrittsoptimismus sowie ein in den 1970er Jahren nicht mehr ganz zeittypisches, aber doch noch verbreitetes Vertrauen in staatliche Planungskompetenz und Steuerungskapazität in Rechnung stellen. Außerdem darf angenommen werden, dass Wehler als öffentlicher Intellektueller an Prozessen der bundesrepublikanischen Selbstverständigung im Sinne ideeller Westintegration bewusst mitwirken wollte. Das ging mit einem »bisweilen scharfen Antikommunismus« (Nolte 2015, 51) einher. Die Sozialgeschichte war »das Projekt einer Generation, die im wissenschaftlichen Gewand auch politische Vergangenheitsbewältigung betreiben und ein besseres, auch wissenschaftlich ›westernisiertes‹ Deutschland schaffen wollte« (Mergel/Lüthi/Maeder 2012, 8). Eine idealisierte Moderne des transatlantischen Westens avancierte in diesem Umfeld zum sowohl analytischen als auch normativen Bezugspunkt soziologisch vorinformierter Nationalgeschichtsschreibung.

Neben Wehler haben Jürgen Habermas und Niklas Luhmann, ihre aufsehenerregende Auseinandersetzung lenkt davon ab, maßgeblich zu einer Verbreitung der amerikanischen Gesellschaftslehre beigetragen (siehe dazu Wehling 1992, 182 f.). Beide entwickelten ihre Ansätze im Anschluss an Parsons, der in den USA jene *Grand Theory* ausgearbeitet hatte, auf die weniger abstrakte, politiknähere Theorien der Modernisierung sich stützten, um *Policy*-Empfehlungen zu formulieren. Marion Levy griff in der Befassung mit schwach industrialisierten Gesellschaften Parsons' allzu sehr an die vertraute Unterscheidung von Gemeinschaft und Gesellschaft erinnernde Theorie der »pattern variables« auf, um daraus Entwicklungsschritte und -ziele abzuleiten (Levy 1952). Vor diesem Hintergrund verlegte die zweite Generation der Frankfurter Schule sich darauf, das emanzipatorische Potential modernisierender Gesellschaft zur Geltung zu bringen und damit der tief pessimistischen Verdinglichungsdiagnose, die von ihren Vorgängern gestellt worden war, eine Wendung zu geben. Mit dem Strukturfunktionalismus machte auch Niklas Luhmann, 1960/61 Stipendiatstudent an der Harvard University, sich vertraut, eben als jene von Parsons bevorwortete Neuausgabe von Herbert Spencers *The Study of Sociology* erschien, mit der die Welle der neo-evolutionistischen Theoriebildung anhub.

Spencer war es, der den Evolutionsbegriff Mitte des 19. Jahrhunderts maßgeblich popularisiert (vgl. Bowler 2003, 8) und die biologische Annahme einer natürlichen Tendenz zu komplexeren organischen Formen in den Rang eines metaphysischen Prinzips erhoben hatte. Auch vom »survival of the fittest« sprach er zuerst. In seinem 1857 publizierten Programmessay *Progress: Its Law and Cause* umreißt der Privatgelehrte eine monistische, auf natürliche und kulturelle Erscheinungen anwendbare Supertheorie, die gesellschaftliche Entwicklung in einen kosmischen Zusammenhang rückt.² In dem ab 1874 in serieller

2 »The advance from the simple to the complex, through a process of successive differentiations, is seen alike in the earliest changes of the Universe to which we can reason our way back, and

Form publizierten, am Ende dreibändigen Werk *The Principles of Sociology* wird dieser Gedanke gesellschaftstheoretisch durchgeführt.

Nachdem er die Lehre Spencers 1937 für tot erklärt hatte,³ befand Parsons 1961, »that very much of the framework of a satisfactory sociological scheme was already present in Spencer's thinking. It is not necessary to reject his general scheme, but rather to supplement it.« (Parsons 1961, x) Dieser Aufgabe hat der führende amerikanische Soziologe sich in seinem Spätwerk gewidmet. An dem evolutionistischen Narrativ »from the simple to the complex« hielt Parsons fest.⁴ Komplexitätssteigerung durch fortschreitende Differenzierung erhöhe die Anpassungskapazität von Gesellschaften, die in einer feindlichen Umwelt mit anderen Gesellschaften im Wettbewerb stünden. Auf lange Sicht setzten jene Gesellschaften sich durch, die dank ihrer Eigenkomplexität auf Umweltherausforderungen mit der höchsten Effektivität reagieren konnten; das sind aus Parsons' Sicht eben »societies of the type justifiably considered modern« (Parsons 1966, 3). Dreistellig unterschieden wurden sie in evolutionistischer Tradition von Gesellschaften des ›primitiven‹ und des ›intermediären‹ Typs. Luhmann übernahm dieses Schema, bezeichnete die ›intermediären‹ Gesellschaften zumeist aber als ›hochkulturelle‹ oder ›traditionale‹. Vor allem schrieb er diesen Gesellschaftstypen unterschiedliche Formen der Differenzierung zu: eine ›segmentäre‹, eine ›stratifikatorische‹ und eine ›funktionale‹. Dem Übergang zu einem Primat der letzteren galt von nun an das Hauptinteresse der Modernisierungstheorie und -geschichte.

Die Literaturwissenschaft machte sich diese Perspektive erst in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre zu eigen. Die ältere Sozialgeschichte der Literatur, wie sie sich seit dem Ende der 1970er Jahre in einer Reihe mehrbändiger Sammelwerke niederschlug, war kein modernisierungstheoretisch orientiertes Unternehmen (vgl. Fohrmann 2000, 108) – nach Sichtung der einschlägigen Konzepte und Vorworte kommt Gerhard Sauder zu dem Schluss, es habe eigentlich »nie eine Programmatik gegeben« (Sauder 2010, 262). Die theoretische Grundlegung erfolgte verspätet, beinahe im Nachhinein. Eine Gruppe von Forschern erkannte die vorrangige Aufgabe ihres 1981 begonnenen Theorie-Projekts darin, »Anschlußmöglichkeiten zur soziologischen und historischen Modernisierungsforschung zu suchen« (Pfau/Schönert 1988, 11).⁵ 1988 wurde ein »struktural-funktionaler« Entwurf vorgelegt. Er basierte auf der Theorie Parsons', der man der Luhmann'schen gegenüber noch den Vorzug gab,⁶ wissend, dass beide in der zentralen These einer funktionalen Ausdifferenzierung moderner Gesellschaften konvergieren. »Sozialgeschichte der Literatur«, das bedeutete von nun an: »Geschichte des Sozial-

in the earliest changes which we can inductively establish; it is seen in the geologic and climatic evolution of the Earth; it is seen in the unfolding of every single organism on its surface and in the multiplication of kinds of organisms; it is seen in the evolution of Humanity [...]; it is seen in the evolution of Society in respect alike of its political, its religious, and its economical organization.« (Spencer 1966 [1857], 35)

3 »Who now reads Spencer? He was the intimate confidant of a strange and rather unsatisfactory God, whom he called the principle of Evolution. His God has betrayed him ... Spencer is dead.« (Parsons 1937, 3)

4 In Parsons' Buch *Societies* heißt es 1966, 2: »Socio-cultural evolution, like organic evolution, has proceeded by variation and differentiation from simple to progressively more complex forms.« Ganz ähnlich formuliert noch Luhmann (1997, I, 505): »Will man das Ergebnis von Evolution im allgemeinen beschreiben, genügen Formulierungen wie: Ermöglichung höherer Komplexität.«

5 Schönert hat diese Perspektive weiter verfolgt, siehe z.B. Schönert 1993.

6 Siehe dagegen Plumpe 1985, und den vorausgehenden Ansatz von Voßkamp 1977.

systems Literatur« (Pfau/Schönert 1988, 24). Dafür sorgte auch der zweite großangelegte, im Folgejahr publizierte Versuch von Siegfried J. Schmidt, eine Systemtheorie der Literatur zu begründen (Schmidt 1989). Noch vor dem Mauerfall kam man also darin überein, die Entstehung moderner Literatur mit Blick auf die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts als Ausdifferenzierung eines sozialen Subsystems im Übergang von der stratifikatorischen zur funktionalen Differenzierungsform zu beschreiben. Auch die politischen Ereignisse des Jahres 1989 sorgten für eine erneute Wiederbelebung der mehrfach bereits totgesagten Modernisierungstheorie. Im Zusammenbruch des »real existierenden Sozialismus« wollte man eine neuerliche Bestätigung ihrer Richtigkeit sehen. So stand der Soziologentag des Jahres 1990 unter dem Titel *Die Modernisierung moderner Gesellschaften*. Luhmann nutzte die Gelegenheit, in seinem Referat über »Das Moderne der modernen Gesellschaft« zu wiederholen, dass eben ihre funktionale Form der Differenzierung die »durchgehende Eigenart der modernen Gesellschaft« sei (Luhmann 1991, 101). Die globale Reichweite dieser These stand für ihn außer Zweifel (vgl. Luhmann 1997, I, 145–171). »Auch in den Beiträgen dieses Bandes spielt das Erklärungsmodell eine prominente Rolle«, musste Graevenitz in seiner bereits zitierten Einleitung kurz vor der Jahrtausendwende dann feststellen. Als »Gravitationszentrum« der Moderne-Diskurse besaß das Konzept der funktionalen Ausdifferenzierung zu jener Zeit die »Suggestivkraft unaufhebbarer Axiomatik« (Graevenitz 1999, 9). Diese wirkt bis heute nach. Auch jüngere Forschungsbeiträge beharren auf dem Standpunkt, dass in Sachen Sozialgeschichte der Literatur »manche Fortschritte zu verzeichnen sind – namentlich durch die Übertragung der Evolutionstheorie auf die Theorie vom soziokulturellen Wandel« (Mellmann 2014, 94).

II.

Die Anziehungskraft des klassischen Modernisierungsnarrativs verdankt sich einer spezifischen Konzeption des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses. Der Forscher nimmt die Haltung eines Nicht-Beteiligten ein, um das historische Geschehen zu beschauen wie ein Theaterbesucher. Dem »god trick of seeing everything from nowhere« (Haraway 1991, 189) wurde mit einer Situierung des epistemischen Akteurs begegnet. Insofern er unweigerlich an einem gesellschaftlichen Machtgefüge teilhat, ist der Anspruch auf »Objektivität« nach Donna J. Haraway ein nicht allein epistemologisches, sondern zunächst ein ethisches und politisches Problem. »Situated knowledges« beinhalten ein Wissen vom eigenen Ort und setzen es in der eigenen Praxis und Darstellungsweise methodisch um. Der *god trick* dagegen, so ließe diese Standpunkttheorie sich entfalten, vollzieht hingegen einen epistemologischen Bruch zwischen dem Erkennendem und dem Erkannten (Bourdieu 1987, 63). Daraus resultiert die Illusion eines epistemischen Privilegs, das es dem Forscher vermeintlich erlaubt, ahistorische Gesetzmäßigkeiten und Mechanismen zu erkennen (Bourdieu/Wacquant 1996, 102 f.). Makrosoziologische Großtheorien, die strukturelle oder evolutionäre Universalien zu erklären suchen, sitzen ihr ebenso auf wie historische Großdarstellungen, die solchen Theorien ein »Plus an Synthesekraft« (Wehler 1980, 167) abgewinnen, das die »synthetische Darstellung langfristiger Entwicklungsprozesse« (Wehler 1975, 62) erst möglich macht.

Mit welchen Schwierigkeiten eine reflexiv gewordene Historiographie der Moderne es zu tun bekommt, lässt der in einer literaturwissenschaftlichen Fachzeitschrift prä-

sentierte Ansatz von Christof Dipper und Lutz Raphael erkennen. Die Autoren stellen »wesentliche Berührungspunkte zur herkömmlichen Modernisierungstheorie« (Dipper 2012, 59) nicht in Abrede, sondern versuchen den Blick auf sozialstrukturelle »Basisprozesse« der Modernisierung mit einem hermeneutischen Interesse an jenen »symbolischen Ordnungsmustern« zu verbinden, durch die Gesellschaften sich zu verstehen und ihre Entwicklung zu steuern suchten.⁷ Da der historische Abstand zum Untersuchungszeitraum im Falle des am Jüngstvergangenen interessierten Zeithistorikers minimal wird, tritt ein Problem hier besonders deutlich hervor: Als Deutungsmuster der Gegenwartsgesellschaft stellen soziologische Theorien für ihn zweifellos eine bedeutende Quelle dar, sind sie doch ein wirkungsvoller Bestandteil des kollektiven Erwartungshorizonts. Dass sie als »wissenschaftlich kontrollierte, besonders aussagekräftige Darstellungen von Entwicklungstendenzen« (Doering-Manteuffel/Raphael 2008, 58 f.) darüber hinaus Aufschluss über Basisprozesse gewähren und deshalb zur Grundlage der geschichtlichen Darstellung gemacht werden dürfen, ist indes zweifelhaft.⁸

Der Literaturwissenschaftler fragt in diesem Zusammenhang nach der Erzählweise. »Als exzentrische Figur, die sich aus der Personalität gewissermaßen in ihr Allwissen zurückzieht«, gemeint ist der auktoriale Erzähler, »wird er zum Transformationsmedium, mittels dessen eine Gemeinschaft ihre Glaubenssätze für herkunftslos und unvordenklich erklärt.« (Koschorke 2012, 89) In ähnlicher Weise »heilig« der Gegenwartshistoriker die Tendenzbeschreibungen der akzeptierten Soziologie. Wie eine jede so hält auch seine auktoriale Erzählweise den Schein einer objektiven Gegebenheit der ›Modernisierung‹ aufrecht. Wiederum lässt nur ein *god trick* es zu, Basisprozesse auszumachen, symbolische Ordnungsmuster davon zu unterscheiden und ein Zusammentreffen der einen mit den anderen zu thematisieren. Situiert man dagegen den so verfahrenen Wissensakteur, dann wird alsbald deutlich, dass auch er das Soziale und dessen Geschichte nur nach Mustern zu ordnen vermag, die eigentlich Gegenstand seiner Untersuchung sein sollten.

In etwas anderer Form stellt sich dasselbe Problem für eine Historiographie der außer-europäischen Welt und ihrer Literaturen. Dass die Modernisierungserzählung heute als eine globale Erscheinung in den Blick genommen werden kann und muss, ist ein Ergebnis vor allem postkolonialer Studien (siehe z.B. Bhabra 2007). Die auf das Weltgeschehen aufmerksam gewordene Germanistik darf nicht dahinter zurückfallen. Erforderlich ist vielmehr ein Schritt über den Postkolonialismus hinaus, da er das Modernisierungsnarrativ und seine Verbreitung vornehmlich im Modus der Kritik thematisierte. »Industrial capitalism, the nation-state, and the culture of modernity came to Africa and the rest of the non-Western world primarily through the forceful imposition of Western hegemony« (Berman 2006, 7), das war nicht zu bestreiten. Zu berücksichtigen blieb allerdings, dass sich auch in den Imperien des Kolonialzeitalters die Handlungsmacht der Kolonisierten nicht darauf beschränkte, aus Europa stammende Ideen lediglich zu akzeptieren oder allenfalls ihre Übernahme zu verweigern (vgl. Cooper 2005, 4). Ideen wie ›Modernisierung‹ sowie damit zusammenhängende Organisationsformen und Erzählweisen wurden

7 Dabei lasse sich »(mit evolutionstheoretischen Hintergrundannahmen) von einer größeren Steuerungsfähigkeit solcher symbolischer Formen im Umgang mit komplexer und vor allem dynamischer werdenden historischen Situationen ausgehen«, so Raphael 2014, 98.

8 Rüdiger Graf und Kim Christian Priemel haben dagegen gefordert, die Zeitgeschichte habe soziologische Theorien »konsequent und unzweideutig als Quellen zu historisieren« (Graf/ Priemel 2011, 482).

und werden vielmehr aktiv angeeignet und transformiert. Man mag ein »decolonising the mind« (Ngugi 1986) oder epistemisches »delinking« (Mignolo 2011, 206) fordern. Das sollte die Forschung jedoch nicht davon abhalten, faktisch statthabende Translationsprozesse zu untersuchen.

Damit sieht sich auch der Literarhistoriker konfrontiert: Kaum hat er mit dem Narrativ der Modernisierung gebrochen und seine Literaturgeschichte von diesem Ordnungsmuster befreit, tritt es ihm auf der Ebene seiner Untersuchungsgegenstände entgegen. Wer sich etwa mit tansanischen Romanen der späten 1960er befasst (siehe Twellmann 2015), der hat es mit Texten und Kontexten zu tun, in denen dieses Deutungsmuster eine historische Gegebenheit ist. Zunächst haben indigene Eliten die modernistische Entwicklungsperspektive übernommen. Da auch die Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft kein ausschließlich westliches Phänomen ist, sind vernakuläre Konzepte der Modernisierung Bestandteil des Alltagsdiskurses vieler Bewohner vormaliger Kolonien. So berichtet z.B. Katherine Snyder, die in dem Jahrzehnt vor 2002 Feldforschung in Tansania betrieb, für die in der Region Arusha lebenden Iraqw sei *maendeleo* ein zentrales Anliegen. Sie nutzten dieses Konzept alltäglich, um ihre eigene Situation zu beschreiben und Ziele ihres Tuns zu bestimmen (siehe Snyder 2005, 1–17); *maendeleo* stammt von *kuendelea*, Kiswahili für »voranschreiten«.⁹

Mit »Modernisierung« verhält es sich also ganz ähnlich wie mit anderen Konzepten, etwa »Stamm« oder »Rasse«, die ursprünglich einmal von Kolonialherren oder Entwicklungsberatern eingeführt wurden, in der Zwischenzeit aber lokal angeeignet und in der Selbstdeutung von Afrikanern wirksam geworden sind. Daraus resultiert ein Missverhältnis zwischen einer wissenschaftlichen Diskussion, wie sie von wohlmeinenden Beobachtern im globalen Norden geführt wird, und der Selbstdeutung und -beschreibung jener, die lange Zeit nur als passive Empfänger kolonialer Ideologie in den Blick kamen (siehe dazu Grillo 1997). Dieses Missverhältnis lässt sich als Ungleichzeitigkeit der Sozialmythen beschreiben. James Ferguson berichtet von seiner Feldforschung im Zambia der späten 1980er Jahre: »Listening to informants discuss the contrast between ›the village‹ and ›the town‹, or ›African‹ tradition versus ›European‹ modernity, I often had the unsettling sense I was listening to an out-of-date sociology textbook.« (Ferguson 1999, 84)

Sicher, seit der Jahrtausendwende geht im akademischen Diskurs des globalen Nordens die Rede von »multiple modernities« (Eisenstadt 2000) um. Das Zugeständnis einer Pluralität der Entwicklungspfade lässt zentrale Annahmen der älteren Theorie, nicht zuletzt »the Enlightenment assumptions of the centrality of a Eurocentred type of modernity« (Eisenstadt/Schluchter 1998, 5; siehe dazu Bhambra 2014, 34–37), jedoch unberührt. Auch deshalb vermag diese revidierte Modernisierungstheorie Entwicklungen in den ärmsten Regionen der Welt nicht Rechnung zu tragen, mit denen Europa sich seit dem Sommer 2015 auf neuartige Weise konfrontiert sieht. Ferguson hat vor mehr als zehn Jahren bereits darauf hingewiesen, dass die Modernisierungserzählung aus Sicht vieler Afrikaner – auch innerafrikanische Ungleichzeitigkeiten müssen in dieser Sache berücksichtigt werden – ihre Glaubwürdigkeit weitgehend eingebüßt hat. Zwar sahen die in die politische Unabhängigkeit entlassenen Gesellschaften sich durch das aus »entwickelten« Ländern zu ihnen gelangte Narrativ zunächst in die »Rückständigkeit« verwiesen.

9 Zur Fortschrittskonzeption in Tansania Mitte des 20. Jahrhunderts siehe Hunter 2015, 34–64.

Doch stellte es ihnen das Telos eines vorgezeichneten Prozesses vor Augen, auf das sie ihre Erwartungen hin spannten. Indem es eine räumliche Hierarchie in eine zeitliche Sequenz transformierte und damit Hoffnungen auf Besserung weckte (vgl. Ferguson 2006, 178), milderte das Erzählen von gesellschaftlicher Entwicklung die Härten transnationaler Ungleichheit. Deren Entzeitlichung lässt Modernität neuerdings als einen Status erscheinen, der für die Benachteiligten allenfalls durch eine Bewegung im Raum noch erreichbar ist. Die Verlegenheitsauskunft, sie lebten in einer ›anderen Moderne‹, wird sie von einer solchen Bewegung kaum abhalten. Angesichts der gegenwärtigen Dynamik globaler Migration mutet die Diagnose eines »shift from a focus on temporal dynamics of societal progress toward a new reliance on individual spatial mobility« (Ferguson 2006, 191) heilsichtig an.

III.

Welche Lehre kann nun die Literaturgeschichtsschreibung daraus ziehen? Fergusons Bericht von Menschen in Zambia, für die Hoffnungen auf Modernisierung der Vergangenheit angehören, informiert nicht allein über die Verschiebung von Sinnhorizonten in Gesellschaften des Südens. An diesem Bericht kann außerdem eine nicht-auktoriale Erzählweise studiert werden. Die Sozial- und Kulturanthropologie sucht durch »teilnehmende Objektivierung« (siehe dazu Bourdieu/Wacquant 1996, 287–294) die Handlungs- und Wahrnehmungsweisen der Akteure zur Geltung zu bringen. Als reflexive Anthropologie macht sie es sich überdies zur Aufgabe, die »Objektivierung zu objektivieren« (siehe dazu Bourdieu 1987, 57–78), d.h. über die eigene epistemische Praxis Rechenschaft abzulegen. Das könnte eine Lehre für die Literaturwissenschaft sein.

Unter Historikern sagt man, die Anthropologisierung eines Untersuchungsfelds lasse erkennen, dass es historisch fern gerückt sei. Tatsächlich ist die historische Anthropologie, die sich zunächst auf das Mittelalter und die Frühneuzeit konzentrierte, längst ins 19. Jahrhundert vorgedrungen. Gegenüber gesellschaftlichen Strukturen fanden also auch hier die Praktiken und Sinnhorizonte von Menschen verstärkt Aufmerksamkeit. Nachdem derartige Untersuchungen zunächst teils polemisch gegen die älteren Erzählungen von strukturellem Wandel aufgeboten worden waren, kam man darin überein, es gelte unter Einbeziehung beider Aspekte Prozesse der Strukturierung zu untersuchen. Aufgabe einer Allgemeinen Literaturwissenschaft könnte es in diesem Zusammenhang sein, das Erzählen als Praktik konkreter Akteure in den Blick zu nehmen. Sie würde die Deutungskategorie ›Modernisierung‹ dann weder verwenden noch sie verwerfen. Sie würde sie vielmehr als eine »native category« (Ferguson 2006, 113; so auch Cooper 2005, 113) zu ihrem Gegenstand machen.

Nun ist dieses symbolische Ordnungsmuster dem 19. Jahrhundert noch weitgehend fremd; allenfalls Vorläuferkategorien wie ›Fortschritt‹ oder ›Evolution‹ sind erkennbar. Hier ansetzend ließe sich im Sinne einer »Narrativik der Moderne« (siehe Stöckmann 2009, 2012) die Vorgeschichte und narrative Funktionslogik des späteren Moderniebegriffs erhellen. Im Folgenden soll ein anderer Ansatz zumindest skizzenhaft dargestellt werden: Er fokussiert auf die Erzählungen historischer Deutungseliten, die an jenen Veränderungen der Gesellschaft aktiv beteiligt waren, die im 20. Jahrhundert auf den gemeinsamen Nenner der ›Modernisierung‹ gebracht werden sollten. Am Beispiel der ›Bürokratisierung‹ ist dies zu erproben. Um die Differenz zur herkömmlichen Betrachtung

tungsweise deutlich zu machen, sei diese anhand des ersten, 1987 erschienenen Bandes der *Deutschen Gesellschaftsgeschichte* kurz referiert.

Hans-Ulrich Wehler berichtet zunächst davon, wie »die Schöpfung des rheinbündisch-süddeutschen Berufsbeamtentums der Bürokratisierung der modernen Welt einen machtvollen Impuls [gab]« (Wehler 1987, 396). Er beschreibt den Aufstieg einer neuen, bürgerlichen Funktionselite der Staatsdiener, die den Machtkampf mit Fürst und Adel aufnimmt und das Ihre zur Beseitigung der geburtsständischen Ordnungen beiträgt. Weit ausführlicher werden sodann die preußischen Reformen behandelt, und zwar als eine »exemplarisch[e] Variante der defensiven Modernisierung« (ebd., 399), jener Politik also, die für die Entwicklung Deutschlands nach der Französischen Revolution bestimmend gewesen sei. Frei von Anführungszeichen, wird der Modernisierungsbegriff hier auf jene Verwaltungsmaßnahmen angewandt, die eine kleine Gruppe von höheren Beamten nach der preußischen Staatskrise in einem Zeitraum von wenig mehr als zehn Jahren konzipieren und in einem gewissen Umfang auch durchführen konnte. Dass er damit ein staatsmythologisch befrachtetes Thema aufgreift, ist dem Historiker bewusst. Er begnügt sich indes mit einer Umbesetzung: Nachdem die vorausgehende Historikergeneration einen wahren Kult um den »frühliberal gefärbten, vorwiegend jedoch altständisch-romantisierend denkenden« (ebd.) Freiherrn vom und zum Stein veranstaltet habe, schenkt Wehler seine besondere Aufmerksamkeit dem Büro des Staatskanzlers Hardenberg. Bewusst und diesmal markiert anachronistisch spricht er von einem »Brain Trust« von hochkarätigen Experten« (ebd., 402). Wenn kurz darauf vom »Kreis der bürokratischen ›Decision-Makers‹« (ebd., 404) die Rede ist, verfestigt der Eindruck sich, dass hier ein Vorgang des 19. Jahrhunderts stilisiert wird im Sinne von *modernization* – als sei das Büro Hardenberg ein Geschichtszeichen gewesen, das auf die Kennedy-Administration vorauswies.

Von dieser Betrachtungsweise also ist nun die hier zu erprobende abzuheben: die Untersuchung der narrativen Praktik sozial positionierter Akteure. Albrecht Koschorke hat am Beispiel der preußischen Reformen erläutert, warum »Verwaltungseliten darauf angewiesen [sind], sich bei größeren Vorhaben der Unterstützung von Sinnexperten zu versichern, die gesellschaftliche Resonanz finden« (Koschorke 2015a, 20). Mit dem Philosophen Georg Wilhelm Friedrich Hegel hat er einen solchen ins Auge gefasst und auf die »mythopoetischen Syntheseleistungen« (ebd., 45) einer Geschichtsphilosophie hingewiesen, die dem preußischen Staat eine führende Rolle im weltgeschichtlichen Geschehen zuwies und damit den laufenden Reformen einen »höheren Sinn« gab. Wie sich an diesem Beispiel gut zeigen ließe, ist die »Macht kultureller Selbsterzählungen« (ebd., 82) nicht auf deren poetische Faktur allein reduzierbar. Hegels Geschichte konnte eine solche Macht auch wegen der besonderen Situiertheit eines Erzählers entfalten, der seinerseits darum wusste – »Berlin ist ein großer Mittelpunkt für sich«, schreibt er 1818 an seine Schwester (Hegel 1953, Bd. 2, 197). Zwar gelangte Hegel in jenem Jahr erst dorthin, als Altenstein, der Leiter des neu geschaffenen Kultusministeriums, ihm mit Unterstützung Hardenbergs zu einer Professur an der Humboldt-Universität verhalf. Zuvor war er in Heidelberg, davor aber zehn Jahre lang in Bayern tätig gewesen, wo der dort führende Staatsreformer Montgelas sich vergeblich bemüht hatte, seine Berufung an die Universität Erlangen zu erwirken. Erst in der Spätphase der Reformen kam der in Stuttgart gebürtige Philosoph also dazu, vor preußischem Publikum mit schwäbischem Akzent über Rechts- und Staatsphilosophie zu lesen. Dass er dabei auch höheren Beamten seine Gedanken vermitteln konnte, bemerkt er in einem Brief an Creuzer: »Hier kommt man

sogar dazu, Majores, Obristen und Geheime Räte unter seinen Zuhörern zu haben.« (Ebd., 218) Auch wenn das lange Zeit vorherrschende Bild des ›preußischen Staatsphilosophen‹ einer Korrektur bedarf, so kann mit Blick auf Hegels wissenschaftliche Laufbahn doch unzweifelhaft eine dauerhafte Nähe zu den politischen Akteuren der Reformzeit festgestellt werden. »Daß die Philosophie, weil sie das *Ergründen des Vernünftigen* ist, eben damit das *Erfassen des Gegenwärtigen und Wirklichen*« (Hegel 1970, 24) sei, war bekanntlich seine Überzeugung.

Geht man von einer inneren Ungleichmäßigkeit des kulturellen Raums aus (siehe dazu Koschorke 2012, Teil III), dann stellt sich die Frage, in welcher Beziehung die Erzählung des Philosophen zu anderen stand, die gleichzeitig in diesem Raum zirkulierten. Kulturelle Selbsterzählungen sind stets mehrzählig und konflikthaft aufeinander bezogen. Das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie in den Blick nehmend, kann nach Gegenerzählungen gefragt werden, in denen sich Reserven im Sinne von Bedenken und Vorbehalten gegenüber jenen Maßnahmen artikulierten, als deren Befürworter Hegel auftrat. Was die Bürokratisierung anbelangt, lässt sich für Südwestdeutschland etwa feststellen, dass sich in den 1840er Jahren eine neue Gattung frührealistischer Literatur, die Dorfgeschichte, in der Auseinandersetzung mit der Intensivierung staatlicher Verwaltung formierte. Dass diese, von den Städten aus in die Fläche vordringend, zu jener Zeit auf erheblichen Widerstand stieß, der 1848 in revolutionären Unruhen kulminieren sollte, gehört zu den historischen Umständen der Gattungsentstehung. Mitunter wird es in Dorfgeschichten auch Thema (siehe Twellmann 2012). So begegnet der staatliche Verwaltungsbeamte hier ebenso wie andere Angehörige einer Bildungselite, Lehrer und Pfarrer zum Beispiel, als literarische Figur. Im dörflichen Raum repräsentieren sie jene »great traditions«, die eine Anthropologie kleiner Gemeinschaften von »little traditions« unterscheidet (siehe dazu Redfield 1956, Kap. III): Während erstere sich von einem zumeist urbanen Mittelpunkt aus verbreiten – Hegels Philosophie ist dafür ein Beispiel – bleiben letztere in ihrer Reichweite beschränkt, lokale Überlieferungen, Gewohnheitsrechte oder Gebräuche zum Beispiel. Als eine solche kleine, in der Auseinandersetzung mit der expandierenden ›Bürokratie‹ möglicherweise erst imaginierte Tradition sind auch die Formen kommunaler Selbstverwaltung zu begreifen, die man gegen die neuartigen Hoheitsansprüche des Staats zu behaupten versuchte. Ganz im Sinne des südwestdeutschen Sozialliberalismus legt Berthold Auerbach seinen Figuren solche Argumente in den Mund: »Des wär vor Alters et g'schea, des sind aunsere G'rechtsame.« (Auerbach 1843, 127)

Um diesbezügliche Missverständnisse zu vermeiden: Anders als die ›Dorfgeschichte‹ im alten Sinne – vordem wurden so im Dorf umlaufende Geschichten genannt (vgl. Seidenspinner 1994, 71) – ist die seit 1840 erst mit dieser Bezeichnung versehene Erzählform der Literatur nicht derart ortsgebunden. Zwar entleiht sie lokalen Zusammenhängen verschiedenste Elemente, doch hatte ihre Entstehung komplexe Prozesse eines medial vermittelten Austauschs zur Voraussetzung. Die Verfasser von Dorfgeschichten waren nicht etwa an der Peripherie situiert, sondern vielmehr hoch mobil und bewegten sich zumeist in städtischen Räumen. Das gilt ebenfalls für die vor allem durch das Zeitschriftenwesen des 19. Jahrhunderts zunehmend rasch und weit verbreiteten Texte. Auch deshalb ist die darin gestaltete Perspektive auf gesellschaftliche Transformationsprozesse nicht zu romantisieren. Auf die mit einer Übernahme oder gar Aneignung des Standpunkts von Herrschaftsunterworfenen verbundene Gefahr ist vielfach hingewiesen worden (siehe u.a. Haraway 1991, 190 f.); die Diskussion über das Schweigen der Sub-

alternen hat deutlich gemacht, dass die gleichfalls angemäße Sicht ›von unten‹ nicht die Alternative zum objektivistischen *god trick* sein kann. Was das dorfgeschichtliche Erzählen anbelangt, ist gleichwohl festzuhalten, dass es sich vielfach als Fürsprache vollzieht (siehe Neumann/Twellmann 2014). Historisch aufschlussreicher als die abstrakte Kritik an solchen Praktiken der Repräsentation generell ist eine fallweise und genaue Untersuchung ihrer Vollzüge. Nur so lässt sich im vorliegenden Zusammenhang die Entstehung einer Erzählform erhellen. Stellvertretendes Sprechen ist geradezu als ein Strukturzug der Dorfgeschichte anzusehen; das war den historischen Akteuren bewusst: »Es ist auch thatsächlich«, so bemerkt Auerbach, »dass, trotz der allgemeinen Schulbildung, die Interessen und Zustände des Volkslebens fast ausschließlich von sogenannten Höherstehenden, von Gelehrten u.s.w. vertreten und dichterisch dargestellt werden« (Auerbach 2014, 18). Der Volksschriftsteller, selber einer bestimmten Bildungselite angehörig und mit großen Überlieferungen vertraut, zugleich aber Volksfreund, macht es sich zur Aufgabe, die Angelegenheiten des Dorfes gegenüber einem meist städtischen, politische Funktionsebenen umfassenden Lesepublikum als Wortführer zu vertreten. Dieser gesellschaftlichen Situation sind die formalen Besonderheiten der Gattung in hohem Maße geschuldet.

Ein theoretisches Modell anisotroper Räume, die von potentiell konfligierenden Narrativen unterschiedlicher Reichweite durchzogen sind, bietet sich – so viel kann mit Blick auf das Beispiel ›Dorfgeschichte‹ abschließend zumindest in Aussicht gestellt werden – für eine Reformulierung der Frage nach dem Verhältnis von gesellschaftlicher und künstlerischer Moderne als Bezugsrahmen an. Wie die ›Bürokratisierung‹ so wären auf ähnliche Weise andere ›Basisprozesse‹ zu untersuchen, wobei die Frage nach den historischen Transformationsnarrativen mit der anderen verbunden werden müsste, wie das im engeren Sinne literarische Erzählen sich zu ihnen und zu den Praktiken ihrer Implementierung in unterschiedlichen Fällen verhält. Auf diese Weise könnten nach dem Niedergang der Gesellschaftsgeschichte nicht nur die Reste des evolutionistischen Sozialmythos abgebaut werden. Vor allem ließe sich auf dem Wege der historischen Untersuchung von Erzählpraktiken ein Bild vom 19. Jahrhundert gewinnen, das für die Zwecke gesellschaftlicher Selbstverständigung in der gegenwärtigen Situation weit nützlicher wäre als das zu Recht verabschiedete Bild von einer beginnenden ›Modernisierung‹.

Literatur

- Auerbach, Berthold 1843: *Befehlerles*. In: Ders.: *Schwarzwälder Dorfgeschichten*. Mannheim, 112–136.
- Auerbach, Berthold 2014: Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's [1846]. In: Ders.: *Schriften zur Literatur*. Hg. Marcus Twellmann. Göttingen, 7–173.
- Beck, Ulrich/ Bonß, Wolfgang 1984: Soziologie und Modernisierung. Zur Ortsbestimmung der Verwendungsforschung. In: *Soziale Welt* 35, 381–406.
- Berman, Bruce 2006: The Ordeal of Modernity in an Age of Terror. In: *African Studies Review* 49, 1–14.
- Bhabra, Gurinder K. 2007: *Rethinking Modernity: Postcolonialism and the Sociological Imagination*. Houndmills.
- Bhabra, Gurinder K. 2014 *Connected Sociologies*. London u.a.